Nr. 265 • Freitag Tägliches 10. November 1911

Unterhaltungs-Blatt

der Berliner Volks-Zeitung

Buntes Allerlei

Der erste transatlantische Dampfer.

Wenn man den gegenwärtigen riesenhaft zu nennenden Weltverkehr zur See betrachtet, so wird es einem schwer, zu glauben, daß der erste von Amerika nach Europa fahrende Personendampfer die Reise ohne — Passagiere machen mußte. Und doch verhielt es sich so. Vor jetzt fast hundert Jahren ließ der amerikanische Schiffsreeder Scarborough eines Tages an den Stadtmauern von New-York folgende Ankündigung anschlagen:

„Der Steamer Savannah
unter dem Befehl des Kapitäns Roger wird pünktlich nach
Liverpool abfahren
am 20. Mai 1819.
Die Passagiere,
falls sich solche einstellen sollten, können sicher sein, allen erdenklichen Komfort zu finden.
Auskunft an Bord.
Es stehen zur Verfügung:
zwei prächtige Kabinen,
eine für Damen,
eine für Herren,
sowie 32 elegante Einzelbetten."

Die „Savannah", ein Segelschiff, das zum Dampfer umgebaut worden war, wurde zwar im Hafen mit der nötigen Neugier angestaunt, aber Vertrauen brachte man ihr nicht entgegen. Und wie die Fahrt bewies, mit Recht. Der famose Ozeandampfer brauchte nämlich einen vollen Monat für die Ueberfahrt von New-York nach Liverpool. Unterwegs gingen ihm natürlich die Kohlen aus, und hätte er nicht eine Reservekohlenlage zum Segeln behalten, so wäre der „Dampfer" wohl überhaupt nie in Europa angelangt. Um das Mißgeschick voll zu machen, erregte er unterwegs den Verdacht der auf der Hochsee kreuzenden englischen Flotte, deren Offiziere der irrigen Meinung waren, daß das neue Schiff den Versuch machen wollte, Napoleon auf St. Helena zu befreien. Erst nach mehrtägiger Verfolgung von seiten der englischen Kreuzer konnte die „Savannah" ungestört ihren Weg fortsetzen, um schließlich zum erstenmal den Beweis zu erbringen, daß man tatsächlich mit Hilfe von Kohlen und — Leinwand den Atlantischen Ozean überqueren könne.

Kostbare Scherben.

Sachverständige in „Porzellanfragen" haben ausgerechnet, daß täglich im Deutschen Reiche mindestens 4000 bis 5000 Geschirrstücke aus gutem Porzellan zerbrochen werden. Was für entsetzte Augen würden unsere Altvordern machen, wenn sie sehen müßten, wie alle hierbei entstandenen Scherben ohne weiteres in den Müllkasten wandern! Als im neunten Jahrhundert die allerersten Stücke chinesischen Porzellans durch orientalische Händler nach Europa gelangten, sah man in ihnen eine so große Kostbarkeit, daß man selbst Scherben dieses Stoffes ängstlich hütete und gleich Edelsteinen in Gold fassen ließ! Da erst das Jahr 1709 für Europa die Erfindung des Hartporzellans bringen sollte, hielt die Hochachtung vor jedem Porzellanschrank noch jahrhundertelang an. In den Schatzkammern europäischer Fürstlichkeiten bewahrte man neben den unversehrten auch die zerbrochenen Porzellangefäße sorgsam auf und führte sie beim Inventar gewissenhaft mit an. Natürlich strebte man aber danach, den Bruch nach Möglichkeit zu verhüten, und ließ darum die Porzellangeschirre in Gold und Silber fassen. Ein einfaches, weißes Porzellandecken, das Isabella der Katholischen gehörte, wurde um das Jahr 1500 mit zweiundzwanzigkarätigem Golde im Gewicht von einer Mark und drei und einer halben Unze beschlagen. Diese Goldfassung wäre nach unserer heutigen Berechnung rund 720 Mark wert gewesen, bedeutete für jene Zeiten also fast ein kleines Vermögen. Bei den damaligen gesalzenen Porzellanpreisen war es natürlich eine aufregende Sache, mit dem zerbrechlichen Stoffe zu hantieren, und der arme „Jubilierer", bei dem anno 1597 Graf Caspar von Fürstenberg ein paar „porsolynen Schalen mit Gold beschlagen" ließ, wird gewiß nicht „jubiliert" haben, als er bei der Ablieferung eingestehen mußte, daß er „das eine Porsolan Trinckgeschirr unterwegs zerfallen".

Der Einfluß der Wolkenkratzer auf die Witterung.

Im Jahre 1898 wurde das Wetterbureau von New-York im 29. Stockwerk des American Surety Building, Broadway No. 100 untergebracht. Damals ragten die auf einem 14 Meter hohen Stahlturm des Daches angebrachten Aufnahmeapparate, Windfahne und Windmesser weit über die Dächer der Nachbarschaft hinaus. Seit 1902 sind aber in einem Umkreis von 200 Metern um das Wetterbureau nicht weniger als 14 annähernd ebenso hohe neue Gebäude entstanden, von denen drei Höhen von 197, 156 und 133 Metern erreichen und es erheblich überragen. Die Folge davon ist, wie Wilhelm Krebs in der Wiener Zeitschrift „Urania" mitteilt, daß die vom Wetterbureau verzeichneten Windrichtungen ganz andere sind als früher — eine Tatsache, die also nicht von klimatischen, sondern von baulichen Aenderungen veranlaßt worden ist. Es besteht ganz deutlich die Abnahme der gemessenen Windgeschwindigkeiten und eine Ablenkung mancher Windrichtungen. Und zwar sind, wie Vergleiche mit den früheren Messungen an der Station selbst und mit gleichzeitigen Messungen an vier oder fünf benachbarten Stationen ergaben, die Aenderungen über Erwarten bedeutend. Besonders die Nordwinde haben abgenommen, solche von mittlerer Stärke (6 Meter in der Sekunde) um 45 Prozent. Aber nicht nur die Windgeschwindigkeiten, sondern auch die Anzahl der Tage mit Wind lassen seit 1902 eine starke Abnahme gegenüber Nachbarstationen erkennen. Von den Windrichtungen weisen überhaupt Nord und Süd ein erheblich geringeres Vorkommen in den späteren Aufzeichnungen auf, während Nordost-, Ost- und Südwestwinde in ungefähr der gleichen Häufigkeit bemerkt werden wie früher. Das entspricht der von Norden nach Süden langgestreckten Gestalt des Hauptteils von New-York auf der Manhattaninsel.

Abgründe der Seele.

Ein sensationeller Fall von einer jungen, reizvollen und in geordneten Verhältnissen lebenden Frau, die durch eine rätselhafte Vorliebe für den Tod und seine Erscheinungsformen zur Giftmischerin und Mörderin geworden ist, erregt in Amerika die Gemüter. In Chicago verhaftete die Polizeibehörde eine Frau Luise Vermilya unter dem dringenden Verdacht, einen bei ihr wohnenden Polizeibeamten vergiftet zu haben. Nähere Einzelheiten deuten darauf hin, daß die junge Frau zwei weitere Bekannte, außerdem aber ihren Gatten und ihre zwei Töchter durch Arsenik vergiftet hatte. Luise Vermilya unternahm bald nach der Verhaftung einen Selbstmordversuch durch Arsenik, wodurch sie zugleich den Beweis lieferte, größere Mengen des todbringenden Giftes zu besitzen. Sie konnte durch Gegengifte am Leben erhalten werden. Inzwischen hat die Exhumierung des Polizeibeamten den Verdacht bestätigt. Es gewinnt den Anschein, als ob es sich hier um eine Frau handelt, die durch eine unheimliche Freude am Sterbensehen auf die Wege des Verbrechens getrieben worden ist, denn andere Motive zu den furchtbaren Taten scheinen nicht obzuwalten. Luise Vermilya zeigte von je her eine besondere Vorliebe für Leichen, sie besuchte ihr völlig unbekannte Familien, in denen ein Todesfall zu beklagen war, nur um die Erlaubnis zu erbitten, die Nacht bei dem Toten wachen zu können oder den Leichnam zu waschen und zu kleiden. Der Inhaber des Beerdigungsinstitutes, der kurz nacheinander den Mann und die beiden Töchter der Verhafteten bestattete, berichtet, daß er niemals eine solche Frau kennen gelernt habe. „Sie schwelgte einfach im Tode. Als ihr Mann noch lebte, erregte sie schon Aufsehen durch ihre Vorliebe für Leichen. Nach dem plötzlichen Ableben ihres Gatten pflegte sie dann regelmäßig unsern Beerdigungsinstitut zu besuchen und lief dann stundenlang herum. Nichts schien ihr schöner, als mit Leichen zusammen zu sein. Drei Monate nach dem Tode ihres Gatten starb ihre kleine Tochter, und nicht ganz ein Jahr später auch die andere. Nachdem ich die Kinder bestattet hatte, kam sie öfters als je zu mir und sah immer zu, wie ich die Leichen einbalsamierte."

Elefanten in China.

Schon in den Kriegen des chinesischen Altertums haben Elefanten eine große Rolle gespielt. In chinesischen Chroniken wird erzählt, daß sich die Tiere in dem Feldzug, den der Staat Wu im Jahre 506 vor Christus gegen den Staat Tsu führte, gut bewährt hätten. In der neuen Geschichte Chinas hat der berühmte Mongolenkaiser Kublai Khan Elefanten auf seinen Heereszügen verwendet. Noch vor einigen Jahrzehnten gehörten zum Hofstaat in Peking eine Anzahl Elefanten, die jährlich einmal, am sechsten Tag des sechsten Monats, feierlich im Stadtgraben gewaschen wurden. Im tiefsten Altertum müssen Elefanten in China sogar heimisch gewesen sein. So wird, wie der „Ostasiatische Lloyd" erzählt, in einem Werk über die Shangdynastie, die von 1688 bis 1111 vor Christus in China geherrscht hat, eine Provinz im Südwesten, die den Namen „Provinz der zahmen Elefanten" führte. Noch im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung wird berichtet, daß dort die Elefanten in wilden Herden vorkamen.

Was Frauen nicht können.

Kamen da jüngst ein leidenschaftlicher Vorkämpfer der Frauenrechte in England und eine ebenso überzeugte Gegnerin der Emanzipation in einen erregten Streit. Es gebe nichts, versicherte der Frauenrechtler, was bisher nur die Männer getan hätten und was die Frauen nicht ebenso gut ausführen könnten. Alles mögliche wandte die Frau ein, aber er war nicht zu überzeugen; vor allem schien es ihm sicher, daß die Frau im öffentlichen Leben durchaus zu all den Leistungen berufen und befähigt wäre, die jetzt noch den Männern zufallen. Die Gegnerin schien fast geschlagen. Da kam ihr ein letztes und entscheidendes Argument. „Nein!" sagte sie mit großer Bestimmtheit, „es gibt etwas, was ihr Männer könnt, und was über unsere Kraft geht — etwas, was eine Frau nie den Mut finden würde zu tun." „Und das wäre?" fragte der Mann erstaunt. „In der Oeffentlichkeit erscheinen mit einem — Kahlkopf!" Der Mann verstummte.

Sprechsaal

Fragen.

Wie sind die Bedingungen und Kosten beim Eintritt eines Knaben auf ein **Schulschiff?** Wie **brüniert** man **Gewehrläufe** Stahlläufe) tiefschwarz. B., Pommern.

Welche Fabriken hat **Kreuz** an der Ostbahn? Wie sind daselbst die Lohn- und Wohnungsverhältnisse? F. S., Pr. Friedland.

Briefkasten

München. Das ist auf den verschiedenen Universitäten verschieden. Wo eine staatswissenschaftliche Fakultät ist, sind die Fächer Nationalökonomie, Finanzwissenschaft, Staatsrecht, Verwaltungsrecht. Sie können die Konsulatskarriere einschlagen oder zu einer Landeskammer oder zu einer Bank gehen. **Zwei Wettende.** Oesterreich hat Deutschland Hilfe zu leisten, wenn es von zwei Mächten angegriffen wird. Wie weit Italiens Pflichten gehen, ist nicht bekannt, da der seinerzeit abgeschlossene Bündnisvertrag ein Geheimvertrag ist.

Das Exner-Martel.

Ein schlesischer Bauernroman.

[31. Fortsetzung.] Von [Nachdruck verboten].

Maria Hellmuth.

Zwei Tage darauf wanderte Marta vor dem Seitenportal des Bahnhofgebäudes, das nur von dem Bahnpersonal zu Aus- und Eingängen benutzt werden durfte, hin und her. Sie wartete auf ihren Mann.

Zum Bahnsteig hinauf wollte sie nicht gehen, ihr Hiersein sollte mehr den Anschein von Zufälligkeit haben. Doch während ihr Blick an der kleinen Pforte hing, hämmerte ihr Herz unruhig und ängstlich in der Brust, als gehe sie auf unrechten Wegen.

Jetzt lief der Zug, der ihren Mann bringen sollte, in den Bahnhof ein. Deutlich hörte man das gellende Pfeifen, das Prusten und Schnaufen der Lokomotive.

Es dämmerte schon stark, und die junge Frau mußte scharf acht geben, wollte sie in dem Strom der den Bahnhof verlassenden Passanten ihren Mann nicht verfehlen.

Da zuckte sie erschreckt zusammen. Vom Hauptportal her kam Linda Hanisch und schritt langsam dem Seitenausgange zu. In dem Licht der eben aufglänzenden elektrischen Lampen erkannte Marta, die wie angewurzelt stehen blieb, wie elegant jene aussah, genau wie Frau Dornblüt erzählt hatte.

Wie kam die hierher? War das wirklich nur ein Zufall?

Marta trat hinter einen Mauervorsprung, sie wollte sehen, aber nicht gesehen werden. Wenn aber Heinrich nun kam?

Und was sie bisher nicht vor sich selbst einzugestehen gewagt hatte, wurde ihr in schmerzhafter Deutlichkeit klar. Gerade sein Begegnen mit jenem Mädchen hatte sie verhindern wollen!

Da sah sie Heinrich aus der kleinen Pforte treten und direkt auf Linda zugehen. Nein, das war kein zufälliges Zusammentreffen!

Rechts ging der Weg nach Hause, und Heinrich bog ohne Zaudern nach links, wo Linda stand. Sie nickten sich vertraulich zu, dann gingen sie die Straße hinunter.

Mit einem fast irren Ausdruck in den unnatürlich erweiterten Augen, schaute Marta den sich Entfernenden nach. In tollem Wirbel jagten die Gedanken hinter ihrer Stirn.

Ihr Mann betrog sie, und sie wußte jetzt ganz genau, warum er nie pünktlich vom Dienste heimkam. Sie verstand auch auf einmal, was die Dornblüt gemeint hatte.

Es wallte in ihr auf, zornig und feindselig. Der Zorn kehrte sich gegen ihren Mann, doch heißer noch fühlte sie den Haß gegen jenes Mädchen auftauchen, das sie um ihr Glück bestahl.

Aber mußte sie denn ruhig zusehen? Warum versteckte sie sich? — Sie hatte das doch nicht nötig — sie — seine Frau! Und wie von einer drängenden Macht vorwärts getrieben, stürzte sie den beiden nach. —

Atemlos, fast keuchend, war sie plötzlich neben ihrem Mann. Er prallte zurück, als sähe er einen Geist.

„Wo kommst du her?" brachte er endlich hervor.

„Vom Bahnhof!" Ihre sonst so helle Stimme klang rauh und heiser. Ihr Blick irrte von einem zum andern.

Auch Linda war erschrocken. Zu plötzlich war das Auftauchen der Frau erfolgt.

In die schönen schillernden Augen kam etwas Scheues, Unruhiges. Vielleicht war sie ihnen schon längere Zeit gefolgt ... dennoch faßte sie sich schnell.

„Vom Bahnhof?" wiederholte sie. „Daß ich Sie dort aber nicht gesehen habe? Ich wollte eine Freundin abholen, die ist jedoch nicht gekommen." Das tiefe volle Organ vibrierte nur ein ganz klein wenig.

Marta geriet in Verlegenheit. Das konnte wahr sein oder auch nicht.

„Du wärst wieder nicht nach Hause gekommen?" wandte sie sich vorwurfsvoll an ihren Mann.

„Bin ich dir von jedem Schritt, den ich mache, Rechenschaft schuldig?" brauste er auf. Er sah sie sehr böse an. Vor diesem Blick duckte sich ihre zornige Auflehnung.

Sie wurde bleich und schlug die Augen nieder, als sei sie die Schuldige.

Linda, welche die beiden unverwandt beobachtete, lächelte triumphierend. Sie trat an Martas Seite.

„Aber, liebstes Frauchen," sagte sie halblaut, doch so, daß es Heinrich auch verstand, „haben Sie denn gar nicht daran gedacht, daß Weihnachten vor der Tür ist? Da hat doch ein jedes seine Heimlichkeiten. Sie gewiß auch? Nun haben Sie Ihrem Manne die Vorfreude verdorben. Ich sollte ihm etwas aussuchen helfen. Eine Dame hat doch immer einen besseren Geschmack wie ein Herr."

Sie lachte leise auf, so, als freue sie sich der herrlichen Ausrede, und über Martas gesenkten Kopf hinweg flog ein listiger Blick zu Heinrich hinüber. Auch der lächelte. Ein Teufelsmädel, die Linda!

„Nun müssen Sie Ihren Einkauf schon auf einen anderen Tag verschieben, Herr Westphal," sagte sie laut und wichtig. „Ich weiß zwar nicht, ob meine Freundin nicht doch noch kommt, aber die kann ja dann mitgehen."

„Gute Nacht, Frau Westphal! Ich muß jetzt hier links ab. Vielleicht besuchen Sie mich einmal? Ich würde mich herzlich freuen." Sie streckte Marta die feinbehandschuhte Hand hin.

Nur zögernd legte diese die ihre hinein. Sie sah nicht auf. In ihr zerrte etwas hin und her — ein Gefühl bald Scham, bald Zorn — — Wäre sie lieber gar nicht hergegangen! Gegen die kam sie doch nicht auf.

Oder tat sie ihr immer wieder unrecht? Wenn er sie nun wirklich gebeten hatte, ihm behilflich zu sein? Das wäre doch so natürlich . . .

„Weshalb kamst du denn eigentlich nach dem Bahnhof?" fragte Heinrich, nachdem sie schon eine lange Weile in stummen Schweigen nebeneinander hergegangen waren. „Ich dachte schon, du hättest Nachricht aus Neudorf."

Marta erschrak. Das hatte sie in diesen Tagen ganz vergessen.

„Ich werde noch einmal an Hanna schreiben," antwortete sie beklommen, die erste Frage umgehend.

„Ja, Zeit wär's endlich . . . Na, und das laß dir noch gesagt sein — ein für allemal — auf dem Bahnhof umherschwänzeln oder gar hinter mir herspionieren, damit fang' nicht an. Da versteh' ich keinen Spaß. Die Frau gehört ins Haus, und zum Gespött laß ich mich nicht machen."

Marta schwieg. Sie fühlte, bei dem geringsten Laut würde sie in Tränen ausbrechen, und dann konnte er erst recht böse werden oder ging wohl gar fort. Ein gemütlicher Abend wurde es nicht. Westphal saß mit finster vor sich hinbrütendem Gesichtsausdruck da. Auf jede Anrede seiner Frau hatte er entweder nur eine kurze oder gar keine Antwort, so daß Marta beinah wünschte, sie wäre allein, dann hätte sie sich wenigstens den Druck vom Herzen weinen können.

*

„Sie haben die Sache wohl nicht am richtigen Ende angefaßt," sagte Frau Dornblüt am andern Tag.

Sie hatte aufgepaßt, wann Westphal fortging, und war nun eilend herübergekommen.

„Schade bloß, daß ich nicht dabei war. Ich hätte der schönen Linda gegenüber kein Blatt vor den Mund genommen."

„Aber sie hat doch das Recht, jemand vom Bahnhof abzuholen. Und wenn mein Mann einen Rat von ihr wollte," — sagte Marta in etwas abwehrendem Ton.

„Ach, Frau Dornblüt," fuhr sie dann klagend fort: „Ich habe die ganze Nacht fast gar nicht geschlafen, immer denken müssen, wie viel glücklicher ich war, als ich mich nicht mit diesem Mißtrauen peinigte, und vielleicht ganz grundlos." Ein bekümmerter Ausdruck trat in ihr blasses Gesicht.